

(Nachdruck verboten.)

41

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Der Vorsitzende rauchte eine Zigarette an. „Welchen Prozeß nehmen wir zuerst?“

„Ich denke, die Vergiftung,“ sagte anscheinend gleichgültig der Sekretär.

„Nun schön, also die Vergiftung,“ sagte der Vorsitzende, nachdem er erwogen, daß man diesen Prozeß bis vier Uhr zu Ende führen und er dann fortgehen könnte. „Ist Matwesi Nikitiitsch jetzt da?“

„Nein, er ist immer noch nicht da.“

„Aber Breve?“

„Der ist zugegen,“ antwortete der Sekretär.

„So sagen Sie ihm, wenn Sie ihn sehen, wir würden mit der Vergiftung beginnen.“

Breve war der Stellvertreter des Staatsanwalts; er hatte in dieser Schwurgerichtsperiode die Anklage zu führen.

Als der Sekretär in den Korridor trat, begegnete ihm Breve. Mit hochgezogenen Schultern in aufgekнопfter Uniform, ein Portefeuille unter dem Arm, schritt dieser fast laufend den Korridor entlang. Er klapperte mit den Absätzen und schwenkte den freien Arm so hin und her, daß die Handfläche perpendikular zur Richtung seines Ganges war.

„Michail Petrowitsch möchte wissen, ob Sie bereit sind?“ fragte der Sekretär.

„Versteht sich, ich bin immer bereit,“ sagte der stellvertretende Staatsanwalt. „Was kommt zuerst?“

„Die Vergiftung.“

„Schön,“ sagte der Staatsanwalt. Er fand es aber gar nicht schön, denn er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen. Man hatte einen Kollegen weggeessen, viel getrunken, bis zwei Uhr gespielt und war nachher in dieselbe Straße gefahren, in welcher noch vor kurzem Maslowa gewohnt. Auf diese Weise hatte er die Akten des Vergiftungsprozesses noch nicht durchsehen können und gedachte dieses jetzt zu thun. Der Sekretär aber hatte dem Vorsitzenden absichtlich, gerade weil er wußte, daß der Staatsanwalt die Akten noch nicht gelesen, den Rat erteilt, den Vergiftungsprozeß zuerst zu nehmen. Er war ein Mann von liberaler, sogar radikaler Gesinnung. Breve dagegen war konservativ; der Sekretär hatte ihn nicht gern und beneidete ihn um seine Stellung.

„Wie ist es mit dem Sektiererprozeß?“ fragte der Sekretär.

„Ich habe schon gesagt, daß ich wegen fehlender Zeugen nicht kann,“ antwortete der stellvertretende Staatsanwalt.

„Ich werde das auch dem Gerichtshof erklären.“

„Darauf kommt es doch nicht an . . .“

„Ich kann nicht,“ wiederholte der Staatsanwalt und lief, wieder ebenso den Arm schwenkend, in sein Zimmer.

Er hatte den Sektiererprozeß wegen eines für die Sache gar nicht wichtigen und notwendigen Zeugen nur deshalb hingezogen, weil der Prozeß vor einem Gerichtshof mit intelligenten Geschwornen mit Freisprechung endigen konnte. Laut Abmachung mit dem Vorsitzenden mußte dieser Prozeß in eine Schwurgerichts-Periode in der Kreisstadt verlegt werden, wo mehr Landleute und folglich bessere Ansichten für eine Verurteilung vorhanden wären.

Die Bewegung auf dem Korridor nahm beständig zu. Am meisten Publikum stand vor dem Saal der Zivilgerichts-Abteilung, in dem der Prozeß verhandelt wurde, von welchem der statliche Herr, ein Liebhaber von Gerichtsverhandlungen, den Geschwornen erzählt hatte. Während einer eingetretenen Unterbrechung kam aus diesem Saal dieselbe Alte heraus, welcher der geniale Advokat ihr Hab' und Gut abzunehmen verstanden hatte, zu Gunsten eines Nachers, der gar kein Anrecht auf dieses Gut besaß; das wußten auch die Richter; und noch mehr der Supplikant und sein Anwalt; aber der von ihnen erjommene Trick war derart, daß man gar nicht anders konnte, als der Alten das Vermögen wegnehmen und es dem Nacher geben. Die Alte war eine dicke Frau in gepulstem Kleide und mit ungeheuren Blumen auf dem Hut. Sie trat aus der Thür, blieb im

Korridor stehen, rang die dicken kurzen Hände und wiederholte beständig, an ihren Anwalt gewandt: „Was soll das nur werden? Thun Sie mir den einzigsten Gefallen! Was soll das werden?“ Der Advokat schaute auf die Blumen auf ihrem Hute und hörte gar nicht zu; er überlegte irgend etwas.

Hinter der Alten trat aus der Saalthür der Zivilgerichtsabteilung derselbe berühmte Advokat, der es so eingerichtet hatte, daß die Alte mit den Blumen alles hergeben mußte, während der Nacher nach Abgabe von zehntausend Rubeln an ihn, den Advokaten, über hunderttausend bekam. Das Gesicht des Advokaten glänzte ebenso wie der Hemden-einsatz in seiner weit ausgedehnten Weste. Er schritt schnell dahin. Alle Augen wandten sich ihm zu, und er fühlte das, und seine ganze Gestalt schien zu sagen: „Ehrenbezeugungen sind nicht nötig,“ und so ging er schnell an allen vorüber.

Siebentes Kapitel.

Endlich kam auch Matwesi Nikitiitsch an, und der Gerichtskommissar, ein magerer Mensch mit langem Hals, schiefem Gange und ebenso schiefer Unterlippe, trat in das Geschwornenzimmer.

Dieser Gerichtskommissar war ein rechtschaffener Mann, der Universitätsbildung besaß, sich aber nirgends auf seinem Posten behaupten konnte, weil er ein Quartalskäufer war. Vor drei Monaten hatte eine Gräfin, die seine Frau protegierte, ihm diese Stelle verschafft, und er hatte sich bis jetzt auf ihr gehalten und freute sich darüber.

„Nun, sind die Herren alle versammelt?“ fragte er, setzte sein Pincenez auf und schaute durch dasselbe.

„Es scheint so,“ sagte der lustige Kaufmann.

„Nun, machen wir die Probe,“ sagte der Gerichtskommissar, holte ein Blatt Papier aus der Tasche und begann die Namen zu verlesen, indem er die Aufgerufenen bald durch das Pincenez, bald darüber hinweg ansah.

„Staatsrat J. M. Kikiphorow.“

„Bin ich,“ sagte der statliche Herr, der alle Gerichts-sachen kannte.

„Oberst außer Dienst Iwan Senjonowitsch Zwanow.“

„Hier,“ antwortete der magere Herr in Uniform.

„Kaufmann zweiter Gilde Peter Baklaschow.“

„Ist hier,“ sagte der Kaufmann gut gelaut und lachte übers ganze Gesicht. „Fertig.“

„Gardeleutnant Fürst Dmitri Nechjudow.“

„Ja,“ antwortete Nechjudow.

Der Gerichtskommissar verneigte sich besonders höflich und angenehm, indem er über das Pincenez hinweg sah, als wolle er Nechjudow hierdurch vor den andren auszeichnen.

„Kapitän Zuri Dmitriewitsch Dantschenko, Kaufmann Grigori Sefimowitsch Auleschow“ und so weiter.

Alle, außer zweien, waren zugegen.

„Jetzt bitte, meine Herren, in den Saal,“ sagte der Kommissar und deutete mit verbindlicher Handbewegung auf die Thür.

Alle rührten sich, ließen sich durch die Thür, traten in den Korridor und aus dem Korridor in den Sitzungssaal.

Der Sitzungssaal war ein großer, langer Raum. Das eine Ende nahm eine Erhöhung ein, zu der drei Stufen hinauf-führten. Mitten auf der Erhöhung stand ein Tisch mit grünem Tuch und dunkelgrüner Vorte. Hinter dem Tisch standen drei Sessel mit hohen geschweiften Eichenlehnen. Zu der rechten Ecke hing ein Heiligenbild mit einem Christusbilde unter der Dornenkrone, und ebendasselbst stand ein Chorpult; auf der rechten Seite stand das Pult des Staatsanwalts. Links, gegenüber dem Pult, stand im Hintergrunde der Tisch für den Sekretär, und weiter nach dem Publikum hin befand sich ein gedrehtes Eisingitter vor der noch unbefestigten Anklagebank. Rechts auf der Erhöhung standen zwei Reihen Stühle, ebenfalls mit hohen Lehnen, für die Geschwornen; unten die Advokatentische. Alles das befand sich im vorderen Teile des Saals, der durch Schranken in zwei Hälften geteilt wurde. Die hintere Hälfte war vollständig von Bänken eingenommen, die reihenweise aufstiegen und bis an die Rückwand reichten. In dieser hinteren Hälfte saßen auf den vorderen Bänken vier Franzisimmer in der Art von Fabrik-arbeiterinnen oder Dienstmädchen und zwei, ebenfalls der

arbeitende Klasse angehörige Mannspersonen, die augenscheinlich von der Großartigkeit der Saaleinrichtung ganz erdrückt wurden und deswegen furchtsam nur im Flüstertone miteinander sprachen.

Kurz hinter den Geschwornen trat der Gerichtskommissar mit schiefen Schritten in die Mitte des Saals und schrie mit lauter Stimme, als wollte er dadurch die Anwesenden erschrecken:

„Der Gerichtshof kommt!“

Alle standen auf, und die Erhöhung des Saals betraten die Richter: der Vorsitzende mit den dunkeln und dem schönen Badenbart. Dann das finstere Gerichtsmitglied mit goldener Brille, welches jetzt noch finsterner ausah als vorher, weil es vor der Sitzung seinen Schwager, einen Gerichtskandidaten, getroffen hatte, der die Meldung überbrachte, er sei bei seiner Schwester gewesen, und diese hätte ihm erklärt, es gäbe kein Mittagessen.

„Nüssen wir also wohl in die Kneipe ziehen,“ meinte der Schwager lachend.

„Da ist nichts zu lachen,“ sagte das finstere Gerichtsmitglied und wurde noch finsterner.

Endlich das dritte Gerichtsmitglied, derselbe Mannweib Militärsch, der immer zu spät kam. Er war ein bärtiger Mann, mit großen nach unten gezogenen guten Augen. Dieser Richter litt an Magenkatarrh und hatte heute morgen auf Rat des Doktors eine neue Kur begonnen, die ihn länger als gewöhnlich zu Hause hielt. Jetzt, wo er die Estrade betrat, hatte er ein nachdenkliches Aussehen, weil ihm die Gewohnheit anhaftete, sich überall auf selbstgestellte Fragen die Antworten zu prophezeien. Augenblicklich prophezeite er sich, wenn die Zahl der Schritte von der Thür bis zum Sessel ohne Rest durch drei teilbar wäre, so würde die neue Heilmethode ihn von seinem Katarrh befreien; andernfalls aber nicht. Es waren sechsundzwanzig Schritte, aber er machte noch einen kleinen Schritt und trat gerade mit dem siebenundzwanzigsten an seinen Sessel.

Die Gestalten des Vorsitzenden und der Richter auf der Estrade in ihren Uniformen mit goldgestickten Stragen waren sehr achtunggebietend. Sie selbst fühlten das und schlugen alsbald wie beschämt über ihre Herrlichkeit die Augen nieder und setzten sich auf ihre geschmückten Lehnstühle an den Tisch mit grüner Decke, auf welchem weißes Papier und neu angespitzte Bleistifte verschiedener Größe lagen. Mit den Richtern trat auch der stellvertretende Staatsanwalt ein. Er ging ebenso geschwind wie vorher mit dem Portefeuille untern Arm, die Hand schwenkend, an seinen Platz am Fenster und vertiefte sich alsbald in das Lesen und Durchsehen der Akten, jede Minute zur Vorbereitung auf den Prozeß benutzend. Dieser Staatsanwalt vertrat zum vierten mal die Anklage. Er war sehr ehrgeizig und fest entschlossen, Karriere zu machen; deshalb hielt er es für notwendig, in allen Prozessen, in denen er die Anklage vertrat, eine Berurteilung herbeizuführen. Den Inhalt des Gismord-Prozesses kannte er in großen Zügen, und der Plan zu seiner Rede war auch bereits von ihm entworfen, aber er hatte hier und da noch einige Daten nötig, und die schrieb er jetzt geschwind aus den Akten aus.

Der Sekretär sah am andern Ende der Estrade, legte all diejenigen Papiere zurecht, die zur Verlesung kommen konnten, und sah dann einen verbotenen politischen Artikel durch, den er sich gestern verschafft und gelesen hatte. Er wollte über den Artikel mit dem langbärtigen Richter sprechen, der seine Ansichten teilte; vorher wollte er sich aber mit dem Inhalt vertraut machen.

Achtes Kapitel.

Als der Vorsitzende die Akten durchgesehen hatte, richtete er einige Fragen an den Gerichtskommissar und den Sekretär, und als diese zustimmend geantwortet, befahl er, die Angeklagten vorzuführen. Alsbald wurde die Thür hinter den Schranken geöffnet, und zwei Gendarmen in Mägen traten mit gezierten Säbeln ein; hinter ihnen kam zuerst der eine Angeklagte, ein rothaariger Mann mit Sommersprossen, dann zwei Frauenzimmer. Der Mann trug Sträflingskleidung, die ihm zu lang und zu weit war. Beim Eintritt in den Gerichtssaal hielt er die Hände mit gespreizten langen Fingern stramm an den ausgezogenen Nähten und verhinderte so, daß die langen Ärmel allzuweit herabrutschten. Ohne die Richter und das Publikum anzusehen, schaute er aufmerklich auf die Bank, welche er umschritt. Dann ließ er sich ganz oben am Rande, so daß für die andern Platz blieb, auf der Bank nieder, richtete die Augen auf den Vor-

sitzenden und begam die Badenmuskeln zu bewegen, als wenn er etwas flüsterle. Hinter ihm trat eine nicht mehr junge Frau ein, die ebenfalls Sträflingskleidung trug. Um ihren Kopf war ein Arrestanten-Halstuch geschlungen, ihr Gesicht erschien grau-weiß, ohne Brauen und Wimpern, mit geröteten Augen. Diese Frau machte einen vollständig ruhigen Eindruck. Als sie an ihren Platz ging, blieb ihr Kleiderrock an einem Vorsprung hängen; da schüttelte sie ihn vorsichtig und ganz gemächlich los und setzte sich dann nieder.

Die dritte Angeklagte war Maslowa.

Sowie sie eintrat, wandten sich die Augen sämtlicher im Saal anwesenden Männer ihr zu und blieben lange auf ihrem weißen Gesicht mit schwarzen, mattglänzenden Augen und ihrem hohen, unter dem Kleide hervortretenden Busen haften. Sogar der Gendarm, an dem sie vorüberging, sah sie unverwandt an, als sie vorbeischnitt und sich niedersetzte. Als sie dann Platz genommen, wandte er sich gleichsam im Bewußtsein seiner Schuld schnell ab, schüttelte sich heftig und bohrte seine Augen in das Fenster gegenüber.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Die intellektuellen Landskinner mit und nicht selten auch ohne Waffe haben sich lechzend zur Verteidigung des deutschen Vaterlands angesetzt, als der Feind schon nahe daran war, ihre eignen Gefühle einzunähern. Da entdeckten sie ihren Mut, da scharten sie sich zusammen, da schworen sie stammende Mäntel zu tragen, und noie Beobachter mochten für einen Augenblick sich dem töstlichen Wahn hingeben, wir besäßen in Deutschland so etwas wie eine kämpfende Aristokratie des Geistes, die nicht höher stehen will als in und mit dem Volk zu leiden, zu arbeiten und zu streben. In Wahrheit kam aber bei der großen Veranstaltung nicht mehr heraus als ein Anschlag nach der Art der Wohl- und Uebeltätigkeitskomitees, wo klügende Damen von Tagesbekannten unter erhabenen stillstierten Anrufen zu Gmüthen von Ueberschwemmten, Regemissionen, Flotten-Gründungen oder Bismarcksäulen zusammen gedrückt werden. Es ward ein Antimantelklubrat, in dem es neben dem Bericht auf wirkliche Arbeit hauptsächlich auf die Kreditfähigkeit der Mitglieder ankam. Jeder Kommerzientrat, der es bis zu der Vorurteilslosigkeit der freimüthigen Vereinigung gebracht, hätte die ganze Gesellschaft von Schriftstellern, Künstlern und Professoren bei sich zu Gast laden können, ohne einen widrigen Stillkontrast gegenüber der Speisefolge des Diners befürchten zu müssen.

Der Goethe-Bund, der sich zur Verteidigung der Freiheit der Kunst und Wissenschaft eilig zusammenthat, als die Skizzen-konservative Mehrheit eben daran ging, ihr Autoritätsprinzip zu verhängen, ist geworden, wie bei uns derlei Gründungen zu geraten pflegen. Schnell aufblühende Begeisterung, eine Eitelkeit, die überall dabei sein will, wo ein gefährlicher Lärm sich erhebt, politische Unwissenheit und Feigheit, die dem strengen, unerbittlichen Ernst der Konflikte und Probleme schon aus dem Wege geht, und hier und da ein wenig redlicher Wille, der über die Bedingungen fruchtbarer öffentlicher Thätigkeit sich völlig unklar bleibt — all das gestellte sich zu einer bürgerlichen Vereinsgründung, die es höchstens zu einigen Stiftungsfesten und löblichen Festreden bringen wird. Zudem man allein auf die möglichst große Zahl sah und einander fremde und innerlich widerstrebende Elemente in einen zusammenhanglosen Gewirre haften zu einander trieb, verzichtete man von vornherein auf jede reale Wirksamkeit, die nur auf dem Grund einer vollen Interesseneinheit zu erwachsen vermag. Man bekamte sich vielmehr zu der allen Jagen Seelen willkommenen Parteilosigkeit, die trotz allem prahlenden Fitterschein Machtlosigkeit ist. Kämpfer, die Neutralität bewahren — giebt es einen größeren Widerspruch?

In seinem furchtsamen und politisch unfähigen Wesen erinnert der neue Goethe-Bund, den die lex Heinze ins Leben rief, heiter an jene berühmte Friedensgesellschaft, die in ihren Kongressen sorgfältig die wirklichen Konflikte der Völker aus der Erörterung verbannt, und deren tüchtigster Vorkämpfer mit der Zeit sich zu einem Agitator für Schlachtschiffe entwickelt hat. Wer weiß — vielleicht wird der Goethe-Bund noch einmal für eine lex Heinze verbannt, wenn die stürmende Flut der wahren Freiheit die weißen Stehtragen und glänzenden Scheitel der Goethe-Parteilosen wegt.

Der Name Goethes ist an sich kein Kampfbanner für eine Schaar, die gewillt ist, in den rauhen, oft rohen Kulturkampf wider die geistige Barbarei hinauszuziehen. In diesem derben Getummel, auf dem doch die einzige Möglichkeit des Sieges ruht, verhallt das seine Künstlertum des Weimarers. Mit einem Eigenadagio Beethovens, wie tief auch und junglebendig es aller Ewigkeit klingen wird, läßt sich den Tage nicht Sturm läuten. Ein anderer Name aus unsrer Zeit würde zünftiger einem Heer von Soldaten des Geistes voranzwehen, der Name eines Mannes, der, auch ein Künstler, doch niemals etwas andres sein wollte, als ein tapferer Straßenkämpfer, als ein Führer im Kulturkampf der Zeit, als ein Aufrechter, ein weltlicher Feldprediger und Lehrer. Freilich ein deutscher Solabund hätte nicht all die „besten“ Namen im hoch reputierten Verein gesammelt. Der Name schreit zu schreien, er riecht nach dem Blut der Parte-

und dem Schweiß proletarischer Arbeit. Er bohrt zu grimmig in verzerrte Nerven, und seine göttliche Schonungslosigkeit, die doch humaner ist als alle gefaltete Caritas, erschreckt die milden Sitten, die in Sanftmut Greuel jeglicher Art duldet. Und doch wäre der Name dieses mächtigsten Tendenzdichters nach Jean Jacques Rousseau, würde Zola, der noch immer auf dem Index der Feingespafften steht, der würdigste Führer sein, wenn es der goethebestehenden Abwehrtruppe der deutlichen Intellektuellen um eine aufrichtige Teilnahme an dem großen Befreiungskampfe der Menschheit zu thun wäre.

Emile Zola, der in diesen Tagen die Grenzschiede des Mannesalters überschreitet — er ist am 2. April 1840 geboren — hat im Gegensatz zu den weiblichen Seidenwanpen einer sich selbst genügenden Kunstbetriebsamkeit seinen Beruf stets so aufgefaßt, daß er in der Feder nur die Waffe sah, die wirksamste und edelste Waffe im Dienste der Kultur. Er fühlte sich als Ankläger, Richter, Prophet, der sich schriftstellerischer Mittel bediente, und der, wenn die Not ihn rief, den Schreibstift verließ, um im wildesten Gewühl der Oeffentlichkeit das Wort zu erheben. Der grandiose Darsteller des Gesamtbereichs der modernen Sittengeschichte in künstlerischen Einzelbildern ist zugleich ein thätiger Fortbildner der geschichtlichen Entwicklung: ein Agitator großen Stils.

Zola hat seit Aufbegehren im Kampfe gewirkt. Zuerst mußte er gegen Vorurteile und Verleumdungen, ein armer Teufel, seine Kunst durchsetzen. Der geschmähte und gehegte Verfasser „unzüchtiger“ Schriften ist heute der am meisten gelesene Autor der Erde, dessen Schriften in Millionen von Exemplaren verbreitet sind; sie sind sogar verstümmelt in unfaubren Uebersetzungen und schändlicher Ausstattung zum billigen literarischen Kodartikel der Bazare geworden. Nachdem er aber derart siegreich seine künstlerische Persönlichkeit durchgesetzt, stellte er seine gewaltige Kunst und seinen autoritären Namen ganz in den Dienst seiner Ideale — ein mitten im gährenden Leben wirkender, von Staub und Schmutz der Straße bedeckter Kämpfer. Er ist der einzige große Dichter des Socialismus, obzwar nicht in dem strengen Sinne der wissenschaftlichen Theorie.

Je mehr Zola seine Mission erkannte, um so mehr befreite er sich von dem lastenden Pessimismus des Gesellschaftskritikers. Der Ankläger ward zum Prophet, der Maler der grauenhaften Kältnis der Gegenwart zum glänzenden Künster einer helleren Zukunft. Von „Kana“ und „La Terre“, wo er die Gemeinheit der geschlechtlichen Begierde und die Verkommenheit des durch den Bodenbesitz verticerten Vanerentums schildert, ohne über die Anklage des Beschehen hinausjubeln, führt der Weg sonnenvwärts zu seinem letzten Roman „Fruchtbarkeit“: aus den entsehligen Bildern der Lebensverwüstung, der Entweihung der Liebe und des Muttersehnes der Frau und der Erde wächst in der Feierlichkeit altbirkischen Psalmensstils das äppige Märchen von der ewigen Fruchtbarkeit hervor, die die befreite Liebe und der erlöste Boden erzeugt. Die durch die moderne Barbarei zertretenen Kerne quellen auf, der vergendete Samen reißt zu Kraft, Schönheit und Glück, und ein Strom von mütterlich nähernder Milch ergießt sich über die lebende Gesellschaft. Man hat Zola mit Auerst vorgeworfen, daß er in diesem hohen Liebe fruchtbarer Liebe die wirtschaftlichen Ursachen der Lebenszerstörung übersehe. Er hat nur in künstlerischer Absicht, um kein bloßes Zukunftsbild entwerfen zu müssen, den Widerspruch nicht gescheut, das Ideal unmittelbar in die Säreden der Gegenwart hineinzu stellen, obwohl die von ihm wohlkonnnte Vorbedingung der Verwirklichung — die socialistische Ordnung — noch nicht gegeben ist.

In jedem Roman hat Zola, das ganze moderne Dasein erschöpfend, ein besondres Eckchen der Welt so dargestellt, daß der Winkel zur ganzen Welt, der keine Auschnitt zum gewaltigen All wird. Die Dinge, Einrichtungen, Verhältnisse dieser heutigen Menschheit werden in symbolischer Verkörperung zu Helden seiner Dichtungen, das menschliche Personal zur bloßen Staffage. Er nimmt eine einzelne Zelle unter das Mikroskop und schildert sie nun als ein Universum. Dadurch erhält seine Darstellung etwas Uebertriebenes, Ueberlebensgroßes und Ueberhöhtes. Statt des zerstreuten Lichts, das über den Dingen der Wirklichkeit schwebt, steht er seine Welt in den sengenden Strahl des Brennpunkts. Er kennt keine diskrete Tönung, sondern malt nur mit brennendem, oft brandigen Farben. Aber durch diese Konzentrierung, Vereinfachung und künstliche Verdentlichung erhält seine Kunst das Eigenische, das aus der Reihe seiner Romane eine große „divina comedia“ des modernen Lebens gestaltet. Der einzelne Roman vertieft und vergrößert den besondern Stoff demmaßen, daß nichts in der Welt mehr zu existieren scheint als diese eine Teilerleuchtung.

Im „Totenschläger“ ist der Alkohol Geld des Romans. Giebt es noch etwas andres als Schnapsgeruch und Zusehlerend? Der ganze Inhalt des Lebens erschöpft sich, so scheint es, in den Delirien dieses Giftes der Not. Das Sklavenerbe der Dürre thut sich in „Kana“ auf, die gleich der antiken Zaubermittel alles in Schwärme verwandelt, was ihr naht. Der ganze Erdball wird zu einem Lotterbett, in dem sich, unerfättlich un widerstehlich, die weißen Glieder eines riesenweißen breiten. Eine Wolke schwarzen Kohlenstaubs ist die Welt von „Germinal“, und in dem Kohlenstaub kriechen amiejengleich stiche Arbeiter. Das bürgerliche Wohnhaus, das im „Pot Bouille“ gezeigt wird, hinter dessen ehernen Wänden vom Parterte bis zum Dach das Kaster auf Raub ansieht, wächst und wächst, bis es das Haus der bürgerlichen Gesellschaft wird. Die Früchte und Fleischwaren der Markthalle, die blendenden Stoffe des großen Warenhanjes türmen sich bis zum Himmel auf und

stehen alles in ihren Bereich — gefräßige Ungeheuer. Das wahn sinnige Verbrechen, das in der „bête humaine“ genial mit der Elementargewalt der jagenden Eisenbahn verweben wird, rafft heimlich die Alleinberriehung an sich. Giebt es noch etwas andres unter den Menschen wie die schmutzige Bier des Banern in „La terre“? Würde und Spekulation gründen in dieser rastlosen Seelenwanderung der Welt eine weitere Form des Daseins — die Altie wird zum all herrschenden Gott. Der Krieg spinnt in Debäcle sein Reg über die Erde: und wenn der Lärm verstört ist, sehen wir die zarte Jüng frau, die in religiöser Schwärmerie träumt, eine liebliche Vorbottin der Herrschaft des Merikalismus, die dann sich drohend erhebt: In den Wunderwässern von Lourdes schwimmen die Haut segen der abergläubischen Krüppel, denen die fromme Wallfahrt wenigstens einmal zu einem Wade verhilft, und abermalis erscheint es, als ob dies Bild den Jubegriff des Daseins erschöpfte. So giebt es im letzten Roman nur ein Thema, das jede Person der Dichtung Tag und Nacht anschlieflich beschäftigt: die zugehende Fruchtbarkeit.

Aber all diese einzelnen Ausschließlichkeiten, deren jede eine un natürlche Uebertriebung ist, ergeben in der Gesamtheit eine Unverfal darstellung unsrer Kultur, die an Kraft, Fülle, Tapferkeit und Wahr heit nicht ihresgleichen hat. Die zwanzig Bände der Rougon-Macquart, die Trilogie über den Merikalismus und die vier krönenden Ewan gelien, deren erstes die Fruchtbarkeit ist und deren noch nicht ex schlossene Folge die ideale Weltanschauung Zolas zur dichterischen Vollendung bringen wird, sind eine moderne Danteske Wanderung durch Hölle, Fegefeuer und Himmel, die enden wird in einem Triumphgesang auf den erlösenden Socialismus. — Joe.

Kleines Revueleton.

g. Der Katalog. Gestern legte mir der Briefträger einen Katalog auf den Schreibtisch, den neuen Frühjahrskatalog eines vor nehmen Kaufhanjes. Ich habe ihn durchgelesen. Es war eine sehr interessante Lektüre. Man kann sich so gut danach orientieren, was so ungefahr für einen modernen Menschen zum Leben nötig ist. Mein Katalog denkt an alle Bedürfnisse, er will die Kinder wie die Greise versorgen, die Frau wie den Mann. Für alle sind seine Schätze bereit, oh — wunderbare Schätze! Es ist ungläublich, wie man sich mit ihnen das Leben reizend und angenehm machen kann.

Schon für das eben geborne Widelind sind die herrlichsten Dinge vorhanden. Da giebt es Erstlingsausstattungen, in denen alle Gemälden und Zädschen aus feinstem Batist gearbeitet sind, und kost bare echte Spitzen und seidne Schleifen die Tragebetten, die Kleidchen und Häubchen umriseln. Zierliche Korbwiegen mit seidnen Vorhängen und weichen Spitzenbedeckten Daunenkissen stehen bereit, des Babys Schlaf zu hüten. Und wenn es größer wird, wie reizend ist nicht sein Spiel zimmer eingerichtet. Es braucht nicht auf den kalten Dielen zu sitzen, es hat seinen Spielteppich. Das ist eine prächtige weiche Dede, die ganz und gar mit bunten Bildern bestickt ist. Es hat auch seinen eignen kleinen Waschtisch mit zierlich bemaltem Gefäß, sein ge stidies Handtuch, sein bequemes Stühlchen, sein Tischchen, selbst sein Tafelgeded aus feinem Linnen.

Das kostet alles zusammen zwar viele tausend Mark, aber das Kind hat doch Freude daran!

Und Freude hat auch der erwachsene Mensch. Wundervolle Sachen sind für ihn da. Schon allein die Ausstattungen für die junge Frau! Diese Toiletten, eine immer kostbarer als die andre, und selbst die Wäsche und die Strümpfe aus allerfeinsten Seide!

Und wie behaglich kann man sich sein Heim nicht machen, wenn man den Empfehlungen meines Katalogs folgt! Was giebt es da nicht für prächtige Teppiche, „ganz echte Perser“ schon für ein paar hundert Mark. Und die Vorhänge für die Fenster, wie spinnwebfein breiten sie sich nicht aus, wie gebiegen und schwer heben sich die dunklen Sammetperieren ab von dem zarten Fond der goldfarbenen Spachtelgardienen. Ein wahres Wunderwerk von Seide und Spitzen, laden die herrlichen Prunkbetten zu erquidender Raft. Müßen die Träume nicht doppelt angenehm sein, wenn man sie auf Kissen träumt, von denen jedes seine zwanzig bis dreißig Thaler kostet?

Und daneben all die andern Nichtigkeiten, die doch so reizvoll sind, wenn man sie hat. Die kostbaren buntgewirkten Dedden für Tische und Tischchen, die leuchtenden Damastgewebe für die festliche Tafel. Die zierlichen Körbe, Ständer und Stageren, die — allein wer zählt sie alle, die „Neuheiten“, mit denen man sich das Leben verschönen kann? Nicht einmal das warme Decken für das Vogelbauer ist vergessen. „Gute Nacht, liebes Mädchen!“ steht in zierlichen Buchstaben darauf, und dabei ist solch Ding schon für fünf Mark zu haben . . .

Aber: „Das wäre alles nur für reiche Leute! An die Armen hätte mein Katalog nicht gedacht?“ . . .

Gemach, er denkt auch an die Armen — Er weiß ganz genau, daß es eine lange Reihe von Menschen giebt, die weder Spitzenhemden tragen, noch in seidnen Betten schlafen, Menschen, die in harter Arbeit kaum einmal das Salz zum Brot verdienen. Er weiß aber auch, daß die Großen, die Reichen Mitleid haben mit den armen Brüdern, daß es ihr innigstes Sehnen ist, ihnen „wohlzutun und mitzutheilen“. Darum hat er denn auch unter allem andern eine Rubrik für — Wohlthätigkeitsgeschenke. In dem dicken, hundert fünfzig Seiten starken Band sind ihr sogar dreißig Seiten ein ge räumt. Ganz am Ende ist sie zu finden. Nicht unter der Empfehlung

von „bestickten Kalmeken, Einkaufstaschen mit Wachsstuchfutter für den Braten und andre Annehmlichkeiten“, lese ich in diesen Letztern und zweimal unterstrichen sogar:

„Besonders für Wohlthätigkeitsgeschenke!
Congo-Lafche

aus buntfarbigem Integewebe, geeignet als Schultasche für arme Kinder

Duzend 2,70 M., Stück nur 25 Pf.“

Ach, was muß es für ein erhebendes Gefühl sein, wenn man eben ein Kostüm für hundert Thaler, oder eine Baby-Ausstattung für 1500 M. erstanden hat, nun auch noch fünfundsanzig Pfennig, wirklich ganze fünfundsanzig Pfennig auszugeben — für arme Kinder. —

Musik.

Herr Reinhold P. Hermanu war uns in der letzten Zeit neuerdings in Erinnerung getreten durch ein Klavierquartett und durch seine Ueberrahme der Reste der seinerzeitigen „Subskriptionskonzerte“. Diese Reste scheinen sich unter seinen Händen allmählich zu konsolidieren, und so konnte der Dirigent mit ihnen neulich eine eigne Komposition aufführen: „Der Geiger von Gmünd. Eine Legende. Dramatisches Gedicht von Ernst Wolfgram. In Musik gesetzt für Soli, Chor und Orchester“ usw. Die Dichtung, auf eine alte Mär zurückgehend, hat kurz folgenden Inhalt: Dem Spielmann reicht die heilige Cäcilie aus ihrem Bildnis heraus einen goldenen Schuh zum Pfand, daß sie seiner Liebe zu des Goldschmieds Tochter Getraudis gnädig sein wolle. Diese aber, den Schuh empfangend, beschuldigt den Spielmann eines Raubdes. Er wird zum Hochgericht geschleppt; Getraudis bereut ihre That und bekennet, daß sie nur um den Geliebten zu erproben so geredet; auf beider Bitten weigt sich das Heiligengbild zur Verstärkung von Spielmanns Unschuld und zu allseits gutem Ende.

Es steckt in diesem als Konzertsstück verwerdeten, allerdings in der vorliegenden Fassung aphoristisch kurzen Gedicht mehr Dramatisches als in manchen theatralisch ausgeschlachten Text. Selbst das für die Bühne ganz besonders heikle Motiv der zweimaligen Wundererscheinung kann dramatisch glatt benützt werden, wenn ihm durch eine darauf hinizielnde Spannung im Gemüth des Zuschauers und Zuhörers vorgearbeitet wird. Nun aber der springende Punkt in der Entwicklung! Er liegt darin, daß Getraudis den Spielmann anfangs necht, dann mit freundlicherer Liebe beglückt und endlich durch jenen Wortwurf auf die Probe stellt, weil ihr „im Herzen ein Wunder geschehn“. Diesen Wendepunkt nun hätte uns der Komponist sowohl im Theater als auch im Konzertsaal glaubhaft zu machen — so, daß er das beste seines Könnens auf das Hervorkehren dieser verschlingeneu seelischen Vorgänge verwendete. Er versäumt dies nicht nur, sondern hält auch gerade diese Partien seiner Komposition verhältnismäßig kurz. Was Getraudis zum Spielmann vom Vergleich mit einem Wandervogel singt, ist hübsch, lenkt aber die Aufmerksamkeit von ihren inneren Vorgängen ab und bringt die Situation nicht dahin, daß das nun folgende, an sich ganz gute Duett uns bereits als eine glaubhafte Folge des Bisherigen erscheinen könnte. Ebenso ist Getraudis' Abwendung von dem Geliebten zwar „dramatisch“ im äußerlichen Sinn einer aufregenden Darstellung gehalten, nicht aber so, daß die Musik uns den Untergrund dieses Verhaltens offenbarte. Auch daß der Komponist die zweite, die befreiende Wundererscheinung, nicht durch eine orchestrale Andeutung des Geschehens und seiner Einwirkung ausnützt, ist auffallend. Wenn nun diese Hauptfachen so vernachlässigt sind: was kommt es dann, wenn er in den Nebensachen die schönste Kunst entfaltet; und wie ertragen wir es, wenn er unsre Aufmerksamkeit durch breites Hinanziehen dieser Nebensachen nahezu abbrannt? Allerdings hat er in ihnen, altbewährt, so viel Tüchtiges und Interessantes gebracht, daß der fremdliche Erfolg bei dem — allerdings wohl recht intimen — Publikum nicht bloß Liebenswürdigkeit sein mußte. Man erlasse uns eine specielle Verzeichnung der mit mehr oder weniger Erfindung, oft mit großer Kunst des vielstimmigen Sanges, teilweise auch im Stil des „Wem bring' ich wohl das erste Glas?“ komponierten Chöre mit ihrem umgekehrten Verhältnis zwischen Inhalt und Umfang; ebenso der zum Teil sehr warm und ansprechend gehaltenen, gut sanglichen, oft mit viel Gefühl und Harze wirkenden Solopartien, die denn auch von Fräulein Destinn und von den Herren Ewehl und Forchhammer (von diesem trotz Judisposition) gut angeführt wurden. Ein brauchbares, dautbares Stück für Chorvereine wird der „Geiger von Gmünd“ jedenfalls bleiben; und wenn er dazu beitragen sollte, durch seine Vorbildlichkeit für die Weise, wie man es nicht machen soll, die Komponisten auf das Entscheidende der Behandlung von Hauptpunkten in einer Dichtung aufmerksam zu machen, so würde er wahrlich nicht wenig geleistet haben. —

Völkerkunde.

— Die Kaurimuschel als Münze und Zaubermittel in Logo. Missionar E. Speiß giebt in der „Zeitschrift der Bremer Geographischen Gesellschaft“ eine Reihe von Mitteilungen über die frühere und heutige Bedeutung der bekannten Kaurimuschel, zunächst als Scheidemünze, bei den Eodengern, die auch einen Hauptbestandteil der Bevölkerung unsrer Togolonie bilden. Die Kaurimuschel beherrschte in früheren Jahren ausschließlich den Geldverkehr an der Küste wie im Innern, und sogar große Werte wurden darin ausbezahlt und unter großen Schwierigkeiten transportiert. Als vor 30 Jahren

in Oberkuta (im Hinterland des englischen Lagos) eine Kirche eingeweiht wurde, war aus diesem Anlaß von der Regergemeinde eine Summe zusammengebracht worden, zu deren Fortschaffung man 111 Träger benötigte. Eingekommen waren 2226000 Muscheln, die damals einen Wert von 1100 Mark hatten; jede Traglast von 20000 Kauris bedeutete also nur 10 Mark, hatte dafür aber ein Gewicht von nicht weniger als 32 Kilogramm! Heute sind die Verhältnisse infolge des stärkeren Einflusses der Europäer an der Küste andre geworden; die Kaurimuschel verliert nicht nur an Wert, sondern kommt auch nach und nach außer Kurs, indem sie durch den englischen Penny und das deutsche Fünfpennigstück verdrängt wird. Ein solcher deutscher Ridel, der übrigens zum Teil beliebter ist als der Penny, repräsentiert etwas über 1500 Kauris, ist also als Wertmesser viel bequemer als die letzteren. Im Innern behauptet sich allerdings noch die Kaurimuschel; je 35 Stück werden an einer Schnur aufgereiht, gezählt werden die Muscheln aber immer zu fünf. Daher sagt der Eohe von jemand, der schwach im Rechnen ist, er könne nicht „bis fünf zählen“, während man bei uns zu Lande bekanntlich dann erst als schwacher Kopfrechner gilt, wenn man „nicht bis Drei zählen“ kann. Im Hählen sind nun aber die Eohe groß, nicht minder im Werken der gezählten Summen, und der dortige Kapitalist weiß ganz genau, wie viel Kauris er in seinen Säcken und Körben hat. Außer als Münze hat die Kaurimuschel auch in der „Zauberei“ und als Fetischdienst Bedeutung. Bei den Fetischgerichten nimmt der Priester 2 bis 3 Kauris in den Mund; fällt ihm beim Fragen eine davon heraus, so gilt die Frage als bejaht. Ferner werden in Gestalt von Kauris den Fetischen Opfer dargebracht, die Priesterinnen behängen sich bei ihren Tänzen mit Kaurischmüren, und von andren Leuten werden sie an den Armen und Beinen zum Schutz gegen Krankheiten getragen. Eine Frau, die ihre Stunde erwartet, behängt sich ebenfalls mit solchen Fetischschmüren, damit sie nicht stirbt; denn eine Frau, die an den Folgen der Entbindung ihren Tod findet, wird ohne die sonst üblichen Fetischleiten beerdigt. Auf welchem Wege die Kauris in diesen Teil Westafrikas gekommen sind, ist nicht ganz sicher; nur die Eohe behaupten, das ganz genau zu wissen; der Gott Mawu hat ihnen nämlich in alten Zeiten einen mit Kauris gefüllten Korb vom Himmel gesandt; denn Mawu wollte, daß seine Eohe damit Kleingeld zum Handel treiben bekämen, und diese griffen daher auch verständnisinnig und ohne lauges Bestimmen nach dem Korbe. —

(„Mutter Erde“.)

Humoristisches.

— Im Trennungsmomente. „Ach, mein Schatz, beeidige mich, daß dein Auge nicht gekommen, wo wir scheiden müssen...“

„Ich begleite Dich bis an den Zug!“

„Warum die Dual verlängern, Schatz... und dann müßt ich Dir ja auch noch eine Perronkarte kaufen!“ —

— Umschrieben. „... Laß mich doch die Zeitung ruhig lesen! Du bist ja die reinste...“

„Was bin ich?“

„Nun — nun — ich meine — Du wärest die Gallin eines berühmten, verstorbenen, griechischen Philosophen!“ —

— Annonce. Mops erkaufen. Besonders Kennzeichen: Kamm „das Gebet einer Jungfrau“ nicht spielen hören.

Regina Säuberlich, Breitestraße 4. —
(„Hitzg. Bl.“)

Notizen.

— In der Akademie der Künste wird heute eine Meyerheim-Ausstellung eröffnet. —

— Ein Preis von 100000 Frank ist von einem Pariser Sportsman für die Erfindung eines lenkbaren Luftschiffs innerhalb der nächsten fünf Jahre ausgesetzt worden. —

— Die Wiener Operetten-Gesellschaft wird ihre Aufführungen nach dem „V. V. C.“ wahrscheinlich nicht bei Kroll, sondern im Central-Theater veranstalten. —

— Im Lübecker Stadttheater wurde eine Oper „Die letzten Tage von Pompeji“ von R. v. Moutont zum erstenmal mit Erfolg aufgeführt. —

— Die Vereinigung der oberschlesischen Städte zu einem Theaterbezirk, die vor einiger Zeit in Anregung gebracht wurde, ist nach dem „V. T.“ nicht zu stande gekommen. —

— Für die von Professor Th. Rehebach in Berlin begründeten und geleiteten Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte hat der Reichstag auch im diesjährigen Etat wieder 30000 M. bewilligt. —

— Ein Wilderchylus „Das Leben Jesu“ von James Tissot ist von dem Brooklyn Museum für 60000 Dollars angekauft worden. —

— Geschäft. Eine Londoner Reisefirma hat bereits eine „persönlich geführte Tour nach den Schlachtfeldern und andern interessanten Plätzen im Zusammenhang mit dem Krieg“ angezeigt. —